Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 103 (1977)
Heft: 49

Artikel: "Zipperdi Doo Dah"
Autor: Moser, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-620184

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Moser

«Zipperdi Doo Dah»

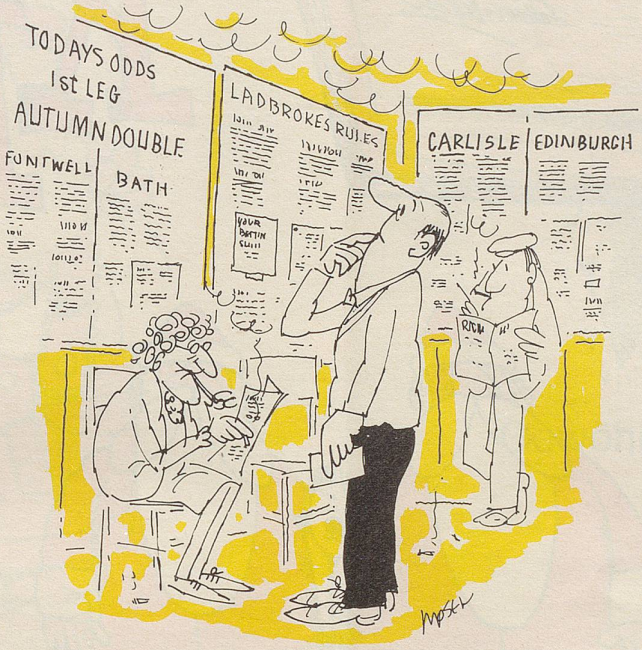
Das englische Küstenstädtchen, wo ich meine Ferien verbrachte, lässt sich zu Fuss leicht in zehn Minuten durchqueren: Fünf Minuten links hinauf durch die Queens Street und weitere fünf Minuten auf der andern Strassenseite zurück. In den kleinen Ladengeschäften werden Seefische von Cornwalls Küste feilgeboten, cornisches Gebäck mit cornischem Tee und cornischem Rahm; es gibt auch eine Spezereihandlung, aber das ist auch schon alles – ausgenommen die drei Pubs. Der Rest ist Sand, Klippen und Weite des Atlantiks. Und unbedingt anzufügen ist noch: das Wettbüro. En England gibt's keinen Ort ohne Wettbüro. Wie häufig ich in all den letzten Jahren schon an solchen Wettbüros vorbeigegangen war – nie hatte ich mich entschliessen können, eines zu betreten und auf ein Pferd zu setzen. Nun aber fand ich, es sei an der Zeit, es einmal zu tun. Ich wusste vom Pferdesport nur, dass er «der Sport der Könige» sei. Da ich als Schweizer zwar keinen König habe, es aber gewohnt bin, als *Kunde* König zu sein, durfte auch ich es wagen, und so betrat ich das Wettbüro, um mit einigen Pfund dem Sport der Könige Tribut zu leisten.

Zuerst stellte ich nichts anderes fest als Zigarettenrauch. Darin machte ich allmählich die undeutlichen Umrisse einiger kleiner alter Damen aus, die um einen runden Tisch sassen und in Zeitungen lasen. Um sie herum standen Männer, die nervös rauchend an die Wände starrten, wo viel Gedrucktes hing. An der Stirnseite des schmalen Raumes befand sich ein Schalter mit der Anschrift «Place Bets». Ich wandte mich an die Dame hinter dem Schalter und erklärte, ich würde gern auf ein Pferd setzen.

Sie gab mir ein Formular zum Ausfüllen. Ich fragte, auf *welches* Pferd ich setzen müsse.

«Studieren Sie die Zeitungen!» riet sie mir.

Ich wandte mich der ersten mit viel Gedrucktem tapezierten Wand zu. Da waren alle Pferderennen im ganzen Land erwähnt, Rennen in den Grafschaften Bath und Edinburgh, Carlisle und Leicester und so. Unter jeder genannten Oertlichkeit waren sechs oder sieben Rennen aufgeführt, die in Abständen von einer halben Stunde je mit 10 bis 20 Pferden über die Bühne bzw. den Rasen gingen.



Allein unter Bath zählte ich 73 Pferde, die an einem einzigen Nachmittag zu laufen hatten.

Ich entschloss mich, in dieser Liste ein Pferd zu suchen, dessen Name mir Glück zu bringen versprach. «Marys Erleuchtung», «Tochter des Wunsches», «Wo ist Henry», «Raketenspitze» – so hiessen sie, und in englischer Sprache klangen alle sehr verheissungsvoll. Aber dann stiess ich auf *«Zipperdi Doo Dah»*. Das war's! Ich trug den Namen in mein Formular ein und brachte dieses der Schalterdame. Ich müsse aber, so sagte sie, nun auch noch den Betrag einfügen, den ich auf das Pferd setze. Ich wandte mich wieder den Wandschriften zu, schlenderte dann zurück zum Schalter und blickte einigen der Wettenden über die Schulter, um zu sehen, wie hoch ihre Einsätze waren. Sie lagen zwischen 50 Pence und 5 Pfund. Ich entschloss mich zu 4 Pfund. «Soll das Pferd siegen?» fragte die Dame. Ich fand die Frage etwas merkwürdig und antwortete, ich *hoffte*, es würde gewinnen, sonst würde ich doch nicht darauf setzen.

Sie lächelte geduldig. «Sie können auf Sieg, Platz oder Einlauf setzen», erklärte sie. «Wenn Sie für ein Pferd auf Sieg setzen und es siegt, erhalten Sie mehr Geld, als wenn Sie auf Platz setzen, und wenn Sie auf Platz setzen, und das Pferd erreicht diesen Platz, dann erhalten Sie mehr Geld, als wenn Sie auf Einlauf setzen.» «Gut», sagte ich, «dann notieren Sie dort, wo ich das meiste Geld erwarten kann!»

«Auf Sieg», murmelte die Dame und schrieb es auf. «Wollen Sie gleich jetzt bezahlen, oder soll ich es von Ihrem Gewinn abziehen?»

Das war eine heikle Frage. «Und was ist, wenn ich *nicht* gewinne? Habe ich dann nichts zu bezahlen?»

«Nein!»

«Aber dann wäre ich ja blöd, jetzt zu zahlen, wo ich noch gar nicht weiss, ob mein Pferd gewinnt, oder?»

«Stimmt», lächelte sie.

«Dann ziehen Sie es von meinem Gewinn ab!» entschied ich, und es ging mir ein Licht auf bezüglich der Kunst der Engländer, ihr Budget im Gleichgewicht zu halten.

Die Dame stempelte meinen Wettzettel ab und gab mir das Duplikat. Der Mann hinter mir in der Warteschlange gab Zeichen der Ungeduld von sich. Ich spürte seinen Atem an meinem Nacken. Es war fünf Minuten vor zwei, und er wollte einen Wettschein ausfüllen für ein Rennen, das um zwei Uhr begann. Aber ich war ja jetzt fertig. «Wie erfahre ich, ob mein Pferd gewonnen hat?» fragte ich noch. Der ungeduldige Gentleman hinter mir schien die Fassung zu verlieren, er schimpfte irgend etwas wie, das Pferd werde selbstverständlich persönlich bei mir vorsprechen und mir Meldung erstatten, aber ich ignorierte ihn.

«Das können Sie auf der schwarzen Tafel über meinem Kopf lesen – nach dem Rennen», erklärte die Dame, «oder Sie erfahren es aus unserem Lautsprecher, oder Sie können es in der Zeitung lesen.»

Ich gab den Schalter frei für meinen drängenden Hintermann.

Später am Nachmittag ging ich erneut ins Wettbüro. Der Rauch war inzwischen noch eine Spur stärker und die Leute zahlreicher geworden. Auf der schwarzen Tafel fand ich «Bath» aufgezeichnet, und ich studierte die Resultate des Rennens von 16 Uhr. Unter den ersten drei war «Zipperdi Doo Dah» nicht, vermutlich befand er sich noch unterwegs. Ich nahm es nicht allzu schwer, zückte meinen Zettel und bezahlte 4 Pfund. Das waren umgerechnet etwa 17 Franken, und soviel war mir der Versuch wert. Nun konnte ich sagen, ich hätte auch schon Pferdewetten gemacht.

Aber ehe ich ging, wagte ich noch einmal, eine Frage an die freundliche Schalterdame zu richten: «In ‹meinem› Rennen hat ‹Raketenspitze› gesiegt», sagte ich, «und auf der Tafel steht hinter seinem Namen ‹25-1› – was bedeutet das?»

«Das bedeutet, dass man für jedes Pfund, das man auf ihn gesetzt hat, 25 Pfund gewonnen hat.»

Ich verliess das Büro und überlegte mir, dass ich also für meinen Einsatz von 4 Pfund hätte 100 Pfund gewinnen können: 430 Schweizer Franken für 17. «430 für nur 17», murmelte ich unentwegt im Weitergehen, und ich war aufs mal nicht mehr zufrieden mit mir. Ich trat in den erstbesten Pub und bestellte einen Whisky. Mir war flau im Magen, und vor meinem geistigen Auge sah ich 43 gute Schweizer Zehnernoten. Ich trank einen zweiten Whisky und begann mich besser zu fühlen. Nach dem dritten Whisky kam ich zum Schluss, ich hätte unverschämtes Glück gehabt: Ich musste wenigstens für das, was ich *nicht* gewonnen hatte, keine Steuern bezahlen.